



## SIE HABEN GEWARTET — SIE HABEN GEWEINT

Ein Bericht über die kubanische Revolution von Jean-Paul Sartre

Havana im Juni (1959) ... Diese Stadt, die mir 1949 noch so gefällig erschienen war, hat mich außer Fassung gebracht. Fast hätte ich diesmal nichts verstanden.

Wir wohnten im Viertel der Vornehmen. Das Hotel „Nacional“ ist eine Luxusfestung, flankiert von zwei vier-eckigen Türmen, die mit Schießscharten versehen sind.

Ich brauche nicht lange nach den Gründen zu suchen, auf denen die noch unangetastete Überlegenheit des „Nacional“ über die neuen Wolkenkratzer-Hotels ruht. Es genügt, sogleich nach der Ankunft die Fensterrollos hochzuziehen. Ich sehe die langen graziilen Gespenster, die sich zum Himmel recken: die Wolkenkratzer. Das „Nacional“ hingegen beherrscht das Meer nach der Art kolonialer Zitadellen, die seit drei Jahrhunderten über dem Hafen wachen. Hinter ihm der Vedado.

Der Vedado war früher ein geschützter Jagdgrund, geschützt gegen Menschen, nicht gegen Pflanzen. Der verbotene Boden wurde damals vom wuchernden Wahn der Gräser heimgesucht.

Aber schließlich teilte man ihn in Parzellen ein, die Gräser verschwanden plötzlich im Jahre 1952. Es entstand ein wüstes Gelände, aus dessen Kratern die Eruption der Wolkenkratzer hervorbrach.

Mächtig und verächtlich kehrt das „Nacional“ dieser Betriebsamkeit den Rücken. Sechs Etagen und keine mehr! Das ist sein Adelstitel.

Die Revolution erfindet ihre Architektur, die schön sein wird; sie wird ihre eigenen Städte aus dem Boden wachsen lassen. Inzwischen aber kämpft sie gegen die Amerikanisierung, indem sie ihr die koloniale Vergangenheit entgegenstellt.

Gegen das gierige Mutterland, das einmal Spanien war, hatte sich Kuba einst auf die Unabhängigkeit berufen, auf die Freiheit, die aus den USA kam. Gegen die USA nun sucht Kuba heute nach nationalen Wurzeln und belebt von neuem die Architektur der Kolonialzeit. Doch es bleibt eine Tatsache, daß man eine Form des Luxus gegen eine andere stellt.

Ich suchte die Revolution in den Straßen der Hauptstadt. Stundenlang gingen wir, Simone de Beauvoir und ich. Wir gingen überallhin. Doch ich fand, daß sich nichts geändert hatte. In den Elendsvierteln schien mir das Schicksal der Armen weder besser noch schlimmer als früher. In anderen Vierteln hatten sich die sichtbaren Zeichen des Luxus sogar vervielfacht.

Die Zahl der Autos hat sich verdoppelt und verdreifacht. Chevrolets, Chryslers, Buicks, De Sotos, alle Marken. Man winkt ein Taxi herbei, und es hält an: ein Cadillac. Gewaltige, überladene Karosserien defilieren im Schritt-Tempo oder bilden eine Schlange hinter einem Handkarren.

An jedem Abend stürzt eine Flutwelle elektrischen Lichts auf die Stadt.

Mit der nachstehenden Fortsetzung beendet der SPIEGEL seinen Auszug aus Sartres kubanischem Tagebuch. Der Auszug schließt mit einem Gedanken, der dem Philosophen Sartre sehr am Herzen liegt und der — trotz der Strittigkeit mancher politischer und wirtschaftlicher Behauptungen Sartres — seinen Bericht aus Kuba lesenswert macht: dem Gedanken, daß die Übel der Menschheit letztlich nicht durch anonyme Verhältnisse, sondern durch Menschen verursacht werden. Was Sartre an Castro fasziniert, ist, daß der kubanische Revolutionsheld den Fatalismus durchbrochen hat, der sich einstellt, wo man nur noch wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Zwangslöufigkeiten sieht — anders ausgedrückt: daß sich Fidel Castro als Mensch erweist, weil er entschlossen ist, den Zwangscharakter der Verhältnisse durch Taten aufzuheben.

Sie tönt den Himmel rosarot und malvenfarben. Überall rieselt das Neonlicht und rühmt die Produkte: „Made in USA“.

Eine Yankee-Gesellschaft hat sich auf der ganzen Insel die Erzeugung und Verteilung der elektrischen Energie gesichert. Ihr Hauptsitz verblieb in den USA, und sie schleppte nach dahin ihre Gewinne.

Auch das kubanische Telefon gehörte einer amerikanischen Gesellschaft. Sie hatte in dieses Geschäft überschüssige Gelder gesteckt. Wenn die Kubaner ein Telefongespräch führten, so unterhiel-

ten sie sich letzten Endes mit der wohlwollenden Genehmigung der USA.

Nun hatte ich alles von hinten herum begriffen: Was ich für Zeichen des Reichtums ansah, waren in Wirklichkeit die Zeichen der Abhängigkeit und der Armut. Bei jedem Klingeln des Telefons, bei jedem Flackern des Neonlichts verließ ein kleines Dollarstück die Insel und bildete auf dem amerikanischen Kontinent mit den anderen Stücken, die es dort erwarteten, einen ganzen Dollar.

Was soll man aber von einem Land sagen, dessen öffentliche Dienste an das Ausland verpachtet sind? Die Interessen stehen einander gegenüber. Was können sie tun, die Kubaner, gegen diesen riesigen Trust, der den elektrischen Strom in allen lateinamerikanischen Staaten monopolisiert? Dieser Trust muß eine Art Außenpolitik betreiben, und Kuba ist auf seinem Schachbrett nur ein Bauer.

Aber eine Nation schmiedet ihre Einheit in dem Maße, in dem ihre Mitglieder miteinander verkehren. Wenn jedoch ein Ausländer, wer es auch sei, sich dabei regelmäßig oder unregelmäßig den Bürgern als ein permanenter Mittler aufdrängt, wenn man sich seiner bedienen muß, um die Arbeit, die Studien oder sogar das Privatleben zu beleuchten, wenn die Elektrifizierung des Landes in einer anderen Hauptstadt be-



Hotel-Viertel von Havana: Das Volk erwartet einen Zyklon ...

geschlossen oder verschoben wird — von den Einwohnern eines anderen Landes und im Hinblick auf die Interessen eines anderen Landes —, dann zerbröckelt die Nation. Sie leidet an einem Riß in ihrem tiefsten Innern. Im Verkehr miteinander sind ihre Bürger getrennt.

Die US-Monopole bildeten in Kuba einen Staat im Staate. Sie herrschten über eine Insel, die durch den Abfluß des Blutes — der Devisen — entkräftet wurde.

Jedesmal, wenn die Hafenkranen auf dem Pflaster der Kais einen neuen Wagen amerikanischer Fabrikation niedersetzten, floß das Blut stärker und rascher. Kubaner haben mir gesagt: „Diese Autos kosten uns Milliarden pro Jahr.“

Ich beobachte, wie sich die Kubaner zu sechsen oder sieben in diese Wagen hineinzwängen und daß deren Besitzer nachlässig und manchmal ärmlich gekleidet sind. In Europa entsprechen die Autos der Kostspieligkeit der Kleidung, dem Wohlstand. Sie werden dort meistens von den sozialen Mittelklassen gekauft.

Aber Kuba hat lange den Einfluß der Vereinigten Staaten erlitten. Die nordamerikanische Klein-Bourgeoisie und die nordamerikanischen Arbeiter mit Spitzenlöhnen haben die Mittel, ein Auto zu erwerben. Die Kubaner imitieren die Yankees, ohne deren Mittel zu besitzen.

In Kuba waren die teuersten Wagenmarken selbst Leuten mit mageren Brieftaschen zugänglich — auf das Risiko hin, Hungers zu sterben. Sie fanden sich damit ab, in ihren vier Wänden ein Elendsleben zu führen, um in der Öffentlichkeit am Volant eines Chrysler erscheinen zu können.

Ich lernte auch, den Vedado und seine Wolkenkratzer anders zu sehen. Eines Abends fragte ich Franqui, den Chefredakteur der Zeitung „Revolución“, über das Fieber, das sich im Jahre 1952 des Vedado bemächtigt hatte: „Wer hat denn da bauen lassen?“

„Es waren Kubaner.“

„Mit was für Kapital? Mit kubanischem? Sind sie so reich?“

„Das gerade nicht“, sagte er mir, „es gibt große Investitionen, aber sie stammen vor allem von den kleinen und mittleren Sparern. Denken Sie an kleine Geschäftsleute in vorgeschrittenem Alter, die 5000, 10 000 Dollar in ihrem Leben auf die Seite gelegt haben. Wo sollen sie investieren, da die kubanische Industrie nicht existiert? Niemand regte sie an, eine Industrie aufzubauen oder zu finanzieren. Nur gelegentlich fanden sich dafür Abenteurer oder Kleinhändler, die ihre Unternehmen aufstücken wollten. Aber, das ging niemals gut aus.“

„Die Großgrundbesitzer liebten das nicht; sie sagten es auch, und der tollkühnste Fabrikant begriff schließlich und resignierte. Er hätte übrigens keine einzige Aktie verkaufen können. So ist es bei uns zur Gewohnheit geworden, daß das Baugewerbe alles schluckt. Für unsere Mittelklassen ist es die sicherste Kapitalanlage.“

„Angestiftet durch Batista und die Spekulanten um ihn herum, haben sich die Kleinbürger dieses armen Landes auf das wahnwitzige Unternehmen eingelassen, dem amerikanischen Luxusort Miami Konkurrenz zu machen, ohne die Folgen zu sehen. Heute bleiben sie mit all diesen superben Immobilien sitzen.“



... und eine neue Arche Noah: Hütte eines Zuckerrübenbauern

Der Wolkenkratzer des Vedado ist eine Kopie, die ihrem Modell widerspricht. In den Vereinigten Staaten wurde zuerst die Industrialisierung durchgeführt. Sie ist es, die dort den Wohnluxus hervorgebracht hat. In Kuba dagegen haben die emporschießenden „skyscrapers“ nur einen Sinn: Sie enthüllen die hartnäckige Weigerung des bürgerlichen Sparers, das Land zu industrialisieren.

Die Revolution ist eine Pferdekur: Eine Gesellschaft zerbricht mit Hammerschlägen ihre eigenen Knochen, demoliert ihre eigenen Strukturen, stürzt ihre Einrichtungen um, verwandelt ihre Güterverteilung, orientiert ihre Produktionen nach anderen Grundsätzen, versucht sie zu erhöhen, versucht — selbst im Augenblick der radikalsten Zerstörung — wiederaufzubauen und sich durch Knochenüppflanzung ein neues Skelett zu geben.

Was mich auf Kuba überrascht, ist die Tatsache, daß die Revolution so unvermittelt begonnen hat. Nichts kündigte sie an. Nicht die geringste sichtbare Katastrophe. Vier Jahre vor der Revolution Castros (1952) hatte ein Staatsstreich Batista an die Macht gebracht. Wenige Leute hatten protestiert. Sie fanden sich mit der Diktatur ab, weil sie ihre geschwätzige und korruptierte Volksvertretung verabscheuten.

Eines Tages indes, am 26. Juli 1953, hatte ein junger Advokat namens Fidel Castro mit einer Handvoll Kameraden die Kaserne Moncada in Santiago gestürmt. Aber man nahm ihn gefangen, brachte ihn auf Festung und verurteilte ihn.

Die öffentliche Meinung unterstützte ihn kaum. Die Oppositionsparteien versäumten nicht, den gescheiterten Tollkühnen zu verurteilen. Die kubanischen

Kommunisten sprachen von Abenteuerertum.

Aber dann kam ein Tag, der sich zunächst nicht besser und nicht schlechter ausnahm als die anderen. Wie jeden Tag machte die Polizei von Havana am frühen Morgen ihren Rundgang durch die Spelunken und nahm das Schmiergeld für ihren Chef entgegen. Die Sittenbrigade kassierte um die gleiche Morgenstunde die Lösegelder der Huren. Die Zeitungen berichteten von der Wallstreet und dem mondänen Leben: Wer war am Vorabend bei wem gewesen? Sie veröffentlichten die Liste der vornehmsten Gäste Kubas und den Wetterbericht. Der Himmel werde bewölkt sein, starke Winde, maximale Temperatur 28 Grad im Westen, 30 Grad und ein wenig mehr im Osten. So kündigte sich der 2. Dezember 1956 an. An diesem Tag begann ohne Warnung die Revolution.

Es waren ihrer achtzig, die aus Mexiko kamen, zusammengedrängt auf einem alten Segelboot. Das Meer war stürmisch gewesen, sie hatten fast eine Woche gebraucht, um den Golf zu überqueren. Als sie am 2. Dezember, nicht weit von Santiago, an Land gingen, waren sie zu Tode erschöpft. Viele konnten sich kaum noch weiterschleppen, waren vom ständigen Erbrechen ermattet.

Soldaten und Polizisten erwarteten sie. Einige junge Leute hatten in der Stadt einen Aufstand entfesseln sollen, um die Landung zu unterstützen, aber der Sturm hatte das Boot verlangsamt. Der Aufruhr war am vereinbarten Tag losgebrochen, und die jungen Aufständischen, allein und ohne Hilfe, hatten sich massakrieren lassen.

Die Ordnungstruppen befanden sich daraufhin in Alarmbereitschaft. Die In-

vasionstruppe der Rebellen — klein und gehetzt, wie sie war — teilte sich in Kommandos auf. Ein einziges Ziel: das Gebirge.

Dort fand man sich wieder zusammen. Viele fehlten beim Appell. Einige waren umzingelt, einige getötet, einige gefangen worden. Andere hatten sich verirrt. Eine Gruppe drang bis zur Hauptstadt vor, um dort ein geheimes Widerstandsnest einzurichten. Eine Handvoll Leute erreichte die Gipfel der Sierra Maestra, der höchsten Bergkette auf der Insel. Sie verbargen sich im Muff der Wolken, die ständig die Gipfel verhüllten.

Am 1. Januar 1957 schien die Situation klar: Armee und Polizei hielten die Städte und die Ebene. Auf einem steinigen Gipfel vegetierten etwa dreißig Banditen; sie würden bald zum Kapitullieren gezwungen sein. Sie mußten da-

raschung auszugleichen. Sie hatten gleichsam mit den Soldaten Batistas ein Rendezvous vereinbart. Mehr noch, sie hinterließen ihre Adresse, sie gaben bekannt, daß sie in der Sierra Maestra ihr Lager aufgeschlagen hätten.

Seit dem 2. Dezember patrouillierten dann auch die Militärflugzeuge jeden Tag über den Wolken der Sierra Maestra.

Wenn sie vom ersten Tag an ihre Anwesenheit bekundeten, so sicher nicht aus Ungeschicklichkeit. Indem sie ins Gebirge zogen, hatten sie sich ein unmittelbares Ziel gesetzt: zunächst einmal von sich reden machen.

Nein, diese Anstrengung von einigen jungen Leuten, alle Kräfte der Reaktion auf sich zu ziehen, war nicht nur eine Herausforderung, ein stupides Pari. Sie riskierten den Tod, um ihre Mit-

— verstärkt durch zahlreiche Partisanen, besser bewaffnet und schon gefährlich geworden — alle Hoffnungen der Nation auf sich gezogen, bis daß das Volk die Ketten des Skeptizismus und der Resignation zerbrochen und einen „dubiosen Kampf“ in eine Revolution verwandelt haben würde.

Punkt für Punkt wurde aus all diesem Wirklichkeit, wie die Rebellen es vorausgesehen hatten. Also hatt. sie recht. Aber warum?

Die Diktatur lastete auf den Kubanern. Das ist gewiß, aber wenn ein Land erst einmal den Geschmack an seiner Demokratie verloren hat, kann es sich lange mit einem autoritären Regime abfinden: Die Politik bringt nichts mehr ein. Nirgendwo.

Um ein Volk zum Sturm auf die Kasernen zu schicken, um es dahin zu bringen, daß es mit bloßen Händen gegen Bewaffnete kämpft, dazu ist ein unerträgliches Unglück nötig — mehr noch, ein ständiges Wachsen des Unglücks. Als die Bauern sich auf die Seite der Rebellen stellten, als sie das Risiko auf sich nahmen, zu töten oder getötet zu werden, hatte die Rebellion deren Vertrauen gewiß verdient und endlich erhalten. Aber: Vertrauen genügt nicht.

Es war vor allem notwendig, daß zwei Bedingungen erfüllt waren: das unmittelbare Bevorstehen eines Desasters und die Ankündigung einer neuen Hoffnung, einer neuen Arche Noah. Versuchen wir zunächst, die erste besser zu verstehen.

Ich sagte, daß der Himmel heiter war. Im Osten wie im Westen der Insel nichts Neues; nur der Sumpf.

Da keine sichtbare Gefahr Kuba bedrohte, war es erforderlich, daß ein unterirdisches Beben die Insel verwüstete. Es war nötig, daß alle oder fast alle sozialen Schichten aus ihrer Trägheit in einen wilden und tödlichen Tanz gezogen wurden. Es war nötig, daß die Geschwindigkeit des geheimen Zyklons von Tag zu Tag zunahm, und schließlich, daß die Ordnung der kubanischen Gesellschaft, als das Volk hinter Castro trat, zwei Fingerbreit von ihrem Zerreißpunkt entfernt war.

Es handelte sich gewiß um Batista! Man würde damit beginnen, ihn davonzujagen, aber die Schwierigkeit, das wirkliche Problem lag anderswo: Diese Nation mußte auseinanderbersten — es sei denn, es gelänge ihr, ihre Gesellschaftsordnung von Grund auf neu zu errichten. Das war es, was die Rebellenführer begriffen hatten.

Sie warteten darauf, daß das Volk begriff, wie prekär die Situation war, in der es sich befand.

Die Insel lebte vom Zucker. Eines Tages jedoch wurde sie gewahr, daß sie eben an ihm, dem Zucker, sterben werde. Diese Entdeckung war es, die — wie Castro es wünschte — die Resignation in Wut, die Trägheit in Empörung verwandelte. Auch ich machte diese Beobachtung, kaum daß ich die Städte verlassen hatte und aufs Land gegangen war.

Auf Zucker bauen, ist das besser als auf Sand bauen?

Nun, Kuba hat erfahren, wie riskant es ist, auf Zucker zu bauen.

Der Zucker brachte Kuba in die Hände der Nordamerikaner, und durch



Zuckerrohrschneider: Bei heiterem Himmel ein unterirdisches Beben

mit rechnen, daß ein Bauer, den das Versprechen auf Belohnung köderte, sie in einen Hinterhalt locken werde.

In Havana traf ich einen Freund Castros, einen Gefährten jener ersten Tage. Er sagte mir lächelnd: „Im Anfang, ich gebe es zu, sah alles wie ein Putsch aus.“

Aber ich bin mit ihm nicht ganz einverstanden. „Putsche“ werden in den Städten gewonnen oder verloren. Eine kleine Gruppe von Verschworenen bemächtigt sich überraschend der Ministerien, der Zentralorgane, der Nervenzentren der Hauptstadt. Sie verdanken ihren Sieg, wenn sie ihn erringen, der Überraschung. Die Stadt schläft unter dem einen Regime ein und wacht unter einem anderen auf.

Aber diese Leute vom 2. Dezember? Sie haben genau das Gegenteil von dem getan, was ihnen ein erfahrener Putschist geraten hätte. Sie hatten sich angemeldet und sich geweigert, die Ungleichheit der Kräfte durch Über-

bürger davon zu unterrichten, daß die höchste Region der Insel der Macht Batistas entschlüpft sei. Im gleichen Augenblick wurde sich das flache Land seiner Versklavung bewußt, und fast alle Provinzen der Insel nannten sich fortan „Gebiete, die zu befreien sind“.

Gewiß, im Winter 1956/57 war man soweit noch nicht. Es ging darum, Vertrauen einzufloßen, und um dies zu erreichen, auszuhalten: nichts anderes! Es ging darum, die Soldaten in Wut zu versetzen und dem Bauern dieses Schauspiel darzubieten: Truppen-Kolonnen, die sich in die Flanken der Sierra kralen und mühselig die halbe Höhe der Gipfel erklimmen und unverrichteterdinge den Abstieg antreten, um ein wenig später mit der sinnlosen Hartnäckigkeit von Fliegen die Klettertour von neuem zu beginnen...

Es galt, dieses schwierige, monotone und gefährliche Werk jeden Tag, solange dies notwendig war, von neuem zu beginnen. Bis daß die kleine Truppe

den Zucker war Kuba gezwungen, alle wirtschaftlichen Rückschläge, von denen die USA betroffen wurden, mit den USA durchzustehen. Je nach Konjunktur oder Krise verlangte der nordamerikanische Arbeitgeber, die Kubaner sollten ihre Produktion steigern oder bremsen. Zunächst hatte er die Zuckerrwirtschaft hochgetrimmt, so daß er im Jahre 1925 fünf Millionen Tonnen Zucker aus Kuba herausholte. Fünf Jahre später warf er die Insel brutal in den Malthusianismus, in die Hungerwirtschaft zurück.

Gestoppt durch die Hawley-Smoot-Tarife, mußte die Insel zu dem alten Ernte-Limit zurückkehren, also auf zwei Millionen Tonnen. Siebzehn Jahre dauerte es dann, bis das Zuckeraufkommen von 1925 wieder erreicht wurde: fünf Millionen im Jahre 1947. 1952 schlug man gar mit sieben Millionen alle Rekorde. Die unmittelbare Folge aber war eine Überproduktionskrise.

Da kam Batista und propagierte, man müsse die Produktion wie ein Fieber behandeln. Sie müsse rasch heruntergedrückt werden. Innerhalb eines Jahres sank sie von sieben auf vier Millionen.\*

Was die Kubaner damals noch nicht begriffen, war, daß das Wuchern des Zuckers alle Strukturen ihrer Gesellschaft zerstört oder verfälscht hatte. Weit davon entfernt, eine gerechte Verteilung des Nationaleinkommens zu begünstigen, sorgte die Monokultur des Zuckers dafür, daß sich der Reichtum einiger weniger Plantagenbesitzer auf das Elend der vielen gründete.

1900 hatte Kuba kaum den Zustand der Feudalherrschaft hinter sich gebracht. Seine Wirtschaft schien sich im Übergang zu befinden. Es gab nur wenige größere Landgüter. Es gab kaum eine Industrie. Das Großbürgertum war spärlich. Dagegen gab es Handwerker, und vor allem Bauern.

Diese Phase der nationalen Entwicklung Kubas wird häufig die „vorkapitalistische“ genannt, insbesondere von den Kubanern selbst. Die Zuckerabmachungen mit den USA (wonach die USA eine jährlich festzusetzende Zucker-„Quote“ zu nordamerikanischem Inlandspreis — also zu einem wesentlich höheren als dem Weltmarktpreis — abnahmen) beschleunigten die gesellschaftliche und wirtschaftliche Veränderung Kubas. Sie beschleunigten sie nicht nur, sondern gaben ihr auch eine bestimmte neue Richtung — nämlich auf die Entwicklung der Zucker-Monokultur hin.

Die Industrialisierung wie überhaupt das Entstehen industriellen Kapitals wurden dadurch gedrosselt. Im Gegenteil, das einströmende amerikanische Kapital konzentrierte sich auf den Bodenbesitz und führte zum Entstehen großer Güter. Diese Entwicklung wurde außerdem durch die abrupten Änderungen der nordamerikanischen Zucker-Quote begünstigt. Diese Änderungen ruinierten die mittelloseren Bauern. Die großen Betriebe fraßen die kleinen auf, die sich nicht mehr halten konnten. Mit dieser Beute rundeten sie ihren Besitz ab.

\* Tatsächlich wurde die Zuckerproduktion binnen zwei Jahren (1952 bis 1954) von 7,2 Millionen Tonnen auf 4,9 Millionen Tonnen reduziert.

Gewiß haben die kubanischen (Erst-)Besitzer den kubanischen Boden im Verlauf dieses halben Jahrhunderts vollständig zurückgewonnen. 1939 produzierten die amerikanischen Unternehmen 55 Prozent der Ernte, die Kubaner 22 Prozent. Später gestaltete sich das Verhältnis umgekehrt. 62 Prozent der Ernte wurden von den Kubanern, 36 von den Amerikanern produziert.

Im gleichen Zuge aber beschleunigte sich die Konzentration der Grundbesitzes in den Händen weniger Pflanzler. 161 Unternehmen besaßen oder kontrollierten 184 000 Caballerias (die Caballeria umfaßt etwa 13 Hektar), das hieß 27 Prozent des nationalen Bodens.

Die Besitzer lebten in Havana, in New York. Sie reisten in Europa umher. Ihre Verwalter verteilten die Arbeit

fruchtbarsten Gebiete mit gieriger Gefräßigkeit verwüsteten und weil sie den Rest des Bodens der Wildnis überließen. Von den 180 000 Caballerias, die sie besaßen oder kontrollierten, wurden kaum 120 000 bebaut.

Sie wollten eine geschmeidige und vorsichtige Produktion, die genau der launischen Linie der nordamerikanischen Zucker-Quote folgte. Selbstverständlich gefiel die Spezialisierung Kubas auf Zucker den fremden Beschützern der Insel. Aber auch der kubanische Großgrundbesitzer kam dabei auf seine Kosten.

Was verlangt der Extensivanbau? Nun, er macht Landarbeiter erforderlich, die man ein Drittel des Jahres arbeiten lassen und dann bis zum nächsten Jahr davonjagen kann.



Castro, Sartre, Simone de Beauvoir: Der Mensch ist des Menschen Feind

an Tagelöhner. Vier Monate Lohn von Dezember bis März. Was danach mit ihnen geschah, kümmerte niemanden. Sie mußten acht Monate leben, ohne zu arbeiten. Die Tagelöhner machten Schulden — bald beim Dorfkrämer, mal bei ihrem Arbeitgeber. Wenn sie nach acht Monaten zur Arbeit zurückkehrten, war ihr künftiger Lohn durch die Vorschüsse bereits aufgezehrt.

Alle Hauptstädte der Welt haben diese kubanischen Großgrundbesitzer gekannt, bleich, fett und — sogar in Paris — so müde, als ob sie ständig von der Erinnerung an das subtropische Klima gehetzt würden. Diese wie ihr Zucker „halbfertigen Produkte“ Kubas kamen nach Europa zur Raffinierung. Einer von ihnen kannte alle Briefmarken Deutschlands, ein anderer die Geschichte unserer Gobelins. Auf der Insel aber blieben sie Barbaren — selbst wenn sie abwesend waren —, weil sie, wie es die Art der Barbaren ist, die

Eine landwirtschaftliche Polykultur dagegen — also der Anbau nicht nur einer, sondern mehrerer Nährpflanzen — hätte, wenn man sie (wie übrigens in einigen Regionen der Insel geschehen) unglücklicherweise betrieben hätte, die ständige Beschäftigung der Landarbeiter notwendig gemacht. Man hätte ein ganzes Netz von Bauernhöfen und Meiereien entwickeln müssen. Man wäre auf dem eigenen Boden nicht mehr Herr gewesen. Die „Latifundien-Besitzer“ — diesen Namen gab man ihnen hier — fürchteten die Bauern widerspenstiger zu machen und in ihnen das Bewußtsein zu wecken. Rechte zu besitzen.

Die Zuckerrohrschneider dagegen wurden zwar manchmal böse, aber sie waren doch schließlich harmlose Leute, die nicht einmal lesen konnten. Und im übrigen arbeiteten sie für nicht viel mehr als für ein Stück Brot.

Das Regime der Latifundien und die absichtliche Unfruchtbarmachung Kubas

fügen sich nahtlos ineinander. Der teuflische Zyklus des Zuckers erforderte das.

Castro hat mir einmal gesagt, daß er Revolutionär aus Berufung sei, und als ich ihn fragte, was er darunter verstehe, sagte er: „Weil ich die Ungerechtigkeit nicht ertragen kann.“

Er gab mir Beispiele, die er aus seiner Kindheit und aus seiner Jugend schöpfte. Ich verstand, daß er von sich selbst sprach und von dem Unrecht, das man ihm persönlich hatte zufügen wollen.

Was mir an dieser Antwort gefiel, war, daß dieser Mann, der sich für ein ganzes Volk geschlagen hatte und sich noch dafür schlägt, und der nichts als das Wohl aller will, mich zunächst mit seiner persönlichen Empörung, mit seinem privaten Leben bekannt machte.

Er habe sich nie etwas gefallen lassen, sagte er mir. Er habe Streich um Streich zurückgegeben, und zwar so, daß man ihn beinahe von der Schule gejagt hätte.

Ich stellte ihn mir mit fünfzehn Jahren vor, ein kleiner Streit-Hans, ein kleiner Rowdy, unbezähmbar und sicher verloren. Dieser Sohn eines Krautjunktors. Internatsschüler in Santiago, verbrachte seine Ferien auf „Oriente“, dem Besitz seines Vaters.

Dessen ältester Sohn schickte sich damals schon an, nicht ohne Vergnügen das Leben des Vaters nachzuahmen. Aber weder Fidel noch Raúl, dessen Nachgeborener, wußten, was sie in dieser Welt anfangen sollten.

Fidel hoffte damals, durch die Wissenschaft aus der Verlegenheit zu entrichten. Sie sollte ihm ihre Fackeln leihen. Dann würde er sich selbst verstehen. Dann würde er das Vipernest in seinem Innern ausrotten können, die dunkle Gewalttätigkeit, an der er erstickte. Er zog nach Havana, er studierte und wurde enttäuscht. Er lernte, daß Worte leer sind.

Die Professoren redeten vor jungen Leuten, die sich um die Zukunft sorgten. Aber sie sagten in Wirklichkeit nichts. Sie vermieden sorgfältig, gerade auf jene Fragen zu antworten, die einen jungen Menschen bei seinem Eintritt in das Leben quälen.

Die kubanischen Herren der Insel, faule und mürrische Tyrannen, mißtrauten dem Wissen, weil es zur Revolution führt. Der Verfall der kubanischen Wissenschaft wurde planmäßig gefördert.

Um die Unterentwicklung der kubanischen Wirtschaft zu schützen, war man bemüht, auf Kuba nur unterentwickelte Menschen zu produzieren.

Wie kräftig Castros Geist war, erwies sich darin, daß er die Unvollkommenheit der Programme und der Vorlesungen als eine vorsätzliche Ungerechtigkeit empfand, die hinzunehmen er gezwungen war. Man wollte ihn in eine eitle und knechtische Unwissenheit tauchen.

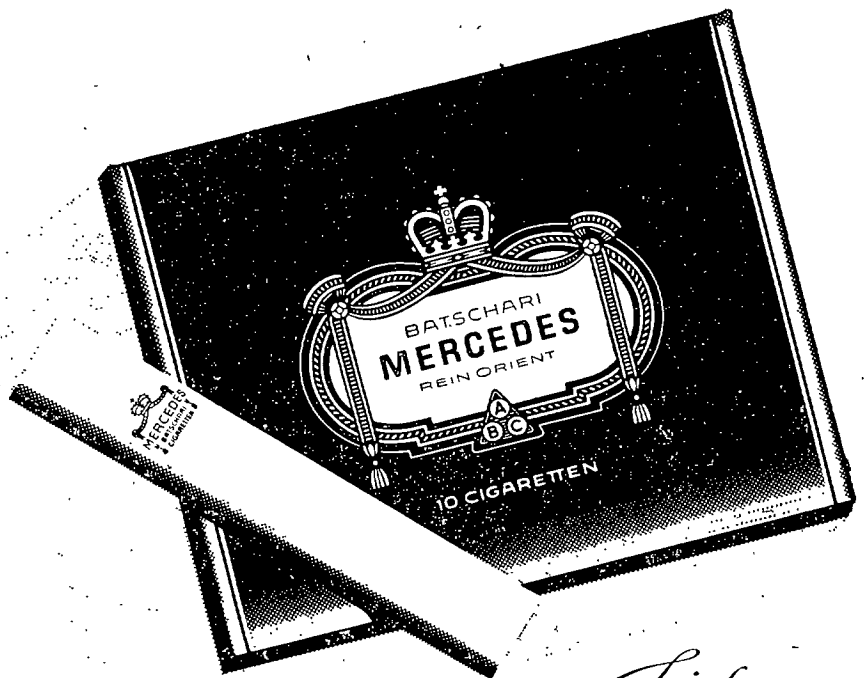
Damals, so scheint mir, war es, daß er seinen tiefsten Gedanken, die unlegbare Quelle all seiner späteren Taten, aussprach: Wie wichtig auch die objektiven Verhältnisse des Lebens sein mögen — die Übel, von denen die Menschen heimgesucht werden, kommen von nirgendwo anders her als von anderen Menschen.

Ende.



Zur  
Gastlichkeit  
gehört

**MERCEDES**



Lieber  
Leichter,  
Lieber  
Mercedes

... Sie sollten sie täglich rauchen!